

Nr. 150. Bromberg, den 5. Juli 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von **Fritz Mauthner**.

(17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Beim Klange des silbernen Glöckchens hatte der Sträfling die kalte Pfeife aus dem Munde genommen und Katschenka hatte ein Kreuz geschlagen.

Sie verging vor Angst. War es der Tod des fremden Mannes, waren es die Gebete der Nonne, war es die Furcht, Anton so bald verlassen zu müssen? Sie wußte es selber nicht, was sie so tief ergriff. Aber sie konnte nicht anders, auch sie stürzte in die Knie und betete lange — für wen?

Als sie sich verstört wieder erhob, war es tief in der Nacht. Der Sträfling, der vor Schmerzen nicht schlafen konnte, biß wieder an der Pfeife. Auch Anton lag mit offenen Augen da. Im schwachen Schimmer des Nachtlämpchens sah sie seine Augen erglänzen. Auf den Zehen schlich sie näher, bis an das Fußende des nächsten Bettes. Dort hielt sie sich am Pfosten fest und senkte traurig das Haupt. Da vernahm sie plötzlich die leise Stimme des Sträflings

„Ich bitte gehorsamst, mein allergnädigstes Fräulein, sprechen Sie doch mit ihm, es tut mir ja wehe, wie Sie sich quälen. Sprechen Sie mit ihm, als ob Sie allein wären. Die Schwestern hören nicht und unsereins ist kein Mensch, auf den gnädiges Fräulein Rücksicht zu nehmen braucht."

Katschenka erglühte vor Scham. Sie wollte zurückkehren, aber sie sah die Augen des Geliebten auf sich gerichtet und mit gesenktem Haupte schob sie sich mit winzigen Schritten langsam an Antons Lager hin, bis sie plötzlich seine Hand zwischen den ihrigen fühlte und fast bewußtlos zusammensank.

Anton ergriff zuerst das Wort:

„Es ist gut, daß ich dich spreche. So kann ich dir sagen, daß es zum letzten Male ist. Es würde mir wehe tun, wie der Steinwurf deiner Leute, wenn ich dich wieder auf meinen Wegen fände."

Noch leiser als er hauchte sie:

„Verzeih' mir, Anton. Wenn du wüßtest, wie ich dich lieb hab, wenn du wüßtest, in welche Verzweiflung die Härte meines Vaters mich getrieben hat, du wärest nicht so ganz ohne Mitleid, Anton! Nicht so! Nicht so! Morgen muß ich dich verlassen! Bin ich dir denn gar nichts mehr? O, wie beneide ich den Toten drüben! Seine Seele schwebt zum Himmel empor, während barmherzige Schwestern für ihn beten, und sein armer Leib mit allem, was sündhaft daran war, schläft den ewigen Schlaf!"

„Auch ich beneide ihn um den Frieden, den er fand. Aber ich habe den Kampf nicht gewählt, ihr habt ihn mir wie einen Stein von der Straße ins Haus hineingeworfen. Ihr habt mich um alles gebracht. Was ich lieb gehabt hab, das hab ich verloren. Auch dich. Und das hat sehr weh getan."

Das Mädchen bedeckte seine kühle Hand mit glühenden Küssen, bis er sie ihr entzog.

„So hast du mich lieb gehabt!" flüsterte sie mit verhauchendem Lachen. „So liebst du mich noch und ich kann noch glücklich werden, kann noch selig werden auf Erden."

„Nein," flüsterte er, und seine Stimme klang nicht minder traurig als die Gebete der Nonnen. „Nein, das ist vorbei, ich habe dich geliebt so heiß und so innig, daß es nicht zu sagen ist. Und als ich das letztemal zu dir sprach und von dir verlangte, du sollst dein Volk verlassen, um mir zu gehören, da habe ich gelogen. Denn, jede Fiber in mir zuckte danach, dich zu umarmen, und mein dummer Stolz nur war es, der dir eine so harte Bedingung stellte. Erst in der Volksversammlung ist etwas Entsetzliches zwischen uns getreten. Ob's mein Blut ist, ob der Tote dort, ich weiß es nicht. Aus ist's und vorbei."

Ein leiser banger Weheruf drang durch den Krankensaal. Aber Schwester Barbara, die ihr Gebet unterbrach, vernahm dann nur, wie der Sträfling laut ächzte. Er hörte nicht auf zu ächzen, bis Katschenka sich gefaßt hatte und zu den barmherzigen Schwestern wankte, wo sie neben dem Toten auf ihre Knie niedersank.

Als der Morgen anbrach, bat Katschenka, ob sie das dunkle Gewand nicht behalten dürfte. Dann küßte sie Schwester Barbara, drückte dem Sträfling die gesunde Hand und, ohne einen Blick nach Anton, verließ sie den Krankenraum und ging schweren Schrittes zur Oberin, um Abschied zu nehmen. Dort sank sie der ehrwürdigen Dame zu Füßen nieder und schluchzte alle Qual der letzten Nacht in die Falten ihres Gewandes aus.

Die Oberin blickte scharf, wenn auch nicht unfreundlich, auf das zerschmetterte Mädchen nieder und sprach mit ihrer gleichmäßig milden Stimme:

„Mir ist der Schmerz nicht fremd, liebes Kind. Wenn du willst, will ich dir einmal zu deinem Troste meine eigene Geschichte erzählen. Ich bin auf den Höhen des Lebens geboren, ich habe fürstliche Verwandte. Und ich bin ins Kloster gegangen, um mich den Mördern zu widmen, die keine Fürsten sind!"

In ihrem Jammer schauerte Katschenka zusammen. Es schadete dem Ansehen der Heiligen nicht, was man sich in der ganzen Gegend als lautes Geheimnis erzählte, was auch die Tochter Svatopluks seit ihrer Kindheit hörte.

Der Bruder der Oberin, so sagten die Leute, hatte einst im Zorn einen Diener erschossen. Die Tat blieb straflos, der Mörder war ein Fürst. Und darum widmete die Schwester ihr reiches Leben den Mördern, die keine Fürsten sind.

Ohne aufzublicken flüsterte Katschenka:

„Wie hoch steht Ihr über den erbärmlichen Kämpfen dieses Landes, die den Bruder von dem Bruder reißen, den Bräutigam von der Braut, das Kind vom Vater."

Die Oberin küßte das Mädchen auf das üppige Haar und sagte:

„Als der Heiland sprach: Liebet einander! da gab es noch keinen Deutschen und keinen Tschechen. Und doch ward das Wort gesprochen. Und am Tage des Jüngsten Gerichts wird es wieder keinen Deutschen und keinen Tschechen geben und doch wird es Krieg geben auf Erden bis zu diesem Tage. Nur im Glauben ist Friede."

Dann war Katschenka entlassen.

Zehntes Kapitel.

Schon am zweitnächsten Tage konnte Anton Gegenbauer am Arm des Arztes das Hospital verlassen.

„Grüßen Sie Katschenka," hatte Schwester Barbara ihm aufgetragen, und: „Einen Handkuß für die Lieder an das schöne Fräulein!" hatte der Sträfling demütig gerufen. Nur die Oberin erwähnte beim Abschied nicht des tschechischen Mädchens.

„Unseres Herrn Haus hat viele Wohnungen," hatte sie nur gesagt, „unser Hospital steht den verletzten Körpern offen, unser Kloster den verletzten Seelen."

Am Kreuzweg auf dem St. Josephsberge, dort wo der Kampf stattgefunden hatte, sagte Anton dem Arzte Lebewohl und schritt allein geradeaus über die sonnigen Hügel dem Wolfsberge zu. Er fühlte sich freier und mutiger als in der Stunde, da er zornig die Rednerbühne der Volksversammlung betreten hatte.

Man hatte ihm gesagt, daß er blaß aussehe und daß die rote Narbe auf seiner Schläfe schrecklich sei, daß er sich Haar und Bart werde kürzen lassen müssen, damit man ihn wiedererkenne. Doch Anton ging heiter seines Weges, so sehr er auch seine Kräfte schonen und so fest er sich auch auf seinen Stab stützen mußte. Er hatte sich selbst wiedererkannt und wiedergefunden, jetzt leuchtete ihm der Himmel und er fühlte sich stark genug, die Last seiner Pflichten ferner zu tragen.

Auf dem öden Hofe der Fabrik empfingen ihn Tomek und sein Weib. Mit wenig Worten berichtete der Mann, was er wußte. Gerichtspersonen waren gekommen und hatten sich zurückgezogen, als sie hörten, der Herr sei bei den Barmherzigen. Und Nacht für Nacht seien Strolche dagewesen, mit Leitern und mit Hacken, um die deutsche Inschrift zu entfernen. Aber Tomek habe mit seinem Hunde Wache gehalten, Nacht für Nacht, habe einmal sogar ein Pistol abfeuern müssen, um die Räuber in die Flucht zu schlagen.

Nur die Gemeinheit, die auch bei Tage geschah, habe er nicht verhindern können. Und er zeigte mit zugekniffenen Augen nach der Inschrift, von der einzelne Worte schon verschwanden unter der Kruste von Schmutz, mit dem man sie beworfen hatte.

„Gnädigster Herr," so schloß Tomek senen Bericht, „ich lass' mich nicht abspenstig machen. Ich führe ein entsetzliches Leben hier in Blatna, weil ich dem gnädigen Herrn treu bin. Mein eigenes Enkelkind, der Voita, schimpft mich und hilft den Strolchen, wenn sie die Inschrift beschmeißen. Gnädiger Herr, ein paar Gulden Zulage und einen guten Pelz zu Weihnachten hätte ich wohl verdient."

Anton sagte alles zu und zog sich verstimmt auf sein Zimmer zurück. Dort las er aufmerksam alles durch, was sich während seiner Krankheit ereignet hatte. Und er schlug mehr als einmal mit der geballten Faust auf den Tisch vor Zorn über die Klugheit der reichen Herren, welche deutlicher als er selber die lokale Bedeutung seines Kampfes für die deutsche Sache aussprachen und welche dennoch entschlossen schienen, den kleinen Fabrikanten ihren großen Geldinteressen zu opfern.

Am Nachmittage traten bei ihm der Buchhalter und der Werkführer sowie die beiden Führer des Oberndorfer Schulvereins zu einer Beratung ein.

Anton hatte freundlich ein frisches Achtel Bier angestochen und bat die Freunde, die mit feierlichen Gesichtern um ihn her saßen, sich mit ihm seiner Genesung zu freuen. Erst allmählich dämmerte im Hausherrn die Vermutung auf, daß man ihm etwas verheimlichte, daß während seiner Abwesenheit neue Gefahren aufgetaucht waren. Da sprang er auf, griff nach seinem Glase und rief:

„Der erste und letzte Schluck, den mir der gestrenge Arzt heute gestattet, sei auf den Sieg unserer Sache getrunken. Wir waren friedliche Leute, man hat uns mit Gewalt zu Politikern gemacht. Im öffentlichen Leben gibt es keine Schonung. Heraus mit der Sprache. Was soll's? Soll ich mich am Ende gar wegen des erschlagenen tschechischen Turners verantworten?"

Und Anton lachte zornig auf.

„Ja," sprach der Vorstand des Schulvereins.

Und nun erzählten alle, was sie wußten.

So oft auch Anton rief: „Es ist nicht möglich!" — er mußte es schließlich glauben, was alle bestätigten.

Die Voruntersuchung wegen des Überfalles am St. Josephsberge war von Blatna und der Kreishauptstadt aus eifrig geführt worden, hatte aber keinen andern Nachweis zum Ergebnis gehabt als die völlige Unschuld der tschechischen Leiter. In den nationalen Hetzblättern wurde berichtet, daß der fanatische Gegenbauer an der Spitze von entwichenen Sträflingen über die friedliche Versammlung hergefallen sei und sie gesprengt habe. Auch aufreizende Reden sollte er geführt haben.

Die deutschen Bauern zitterten vor ihren geistlichen Hirten und hielten den Gegenbauer für tot. Es war nicht daran zu zweifeln, daß er verhaftet würde, heute oder morgen. Ohne die Unschlüssigkeit der Behörden hätte ihn der Gendarm gleich am Klostertore in Empfang genommen.

Anton rief bitter:

„Das müßte lustig zu lesen sein, für jemanden, den es nichts angeht! Es wird ja immer besser. Wer sich von den Herren Slawen totschlagen läßt, ist ein braver Mann; wer aber mit dem Leben davonkommt oder sich gar zur Wehre setzt, der ist ein Verbrecher. Oho, so weit sind wir noch nicht! Meine reichen Herren Wohltäter in Wien haben Einfluß bis hoch hinauf. Und da sie kein Geld dabei zu gewinnen haben, wenn ich aus dem Hospital ins Gefängnis komme, so werden sie mich schützen. Sie sind gut deutsch, wo es nur Worte kostet, und hier genügen laute Worte. Ich fahre noch heute nach Wien."

Alle stimmten ihm bei und tranken ihm zu. Der zweite Vorstand des Schulvereins jedoch ergriff das Wort und erzählte, daß dem Freunde noch eine andere Falle gestellt wäre, vielleicht noch gefährlicher als die Drohung mit dem Gericht.

Der Schulverein hatte wie im Kriege seine Kundschafter, welche von überallher Nachrichten sammelten, die auf die Landtagswahlen Bezug haben konnten.

Nun hatte sich in den letzten Tagen eine sehr wichtige Frage entschieden.

Der deutsche Abgeordnete von Blatna-Oberndorf war bei einer Nachwahl im südwestlichen Böhmen durchgedrungen, in einer der Landgemeinden, über welche Fürst Schwarzenberg seit Jahren durch tschechische Beamte, Pächter und Geistliche den tschechischen Geist auszugießen suchte. Dort hatten die Deutschen ihre Kräfte bis auf den letzten Atemzug anspannen müssen, um zu siegen.

Wenn der Herr dort die Wahl nicht annahm, so war in einem neuen Kampfe die Niederlage wahrscheinlich. Er legte darum lieber hier in Blatna-Oberndorf sein Mandat nieder, weil dieser Bezirk ein alter, sicherer Besitz der Deutschen schien, und wurde Abgeordneter jener gefährdeten Gemeinde.

Nun war aber Blatna-Oberndorf längst keine Burg der Deutschen mehr. Bei der letzten Wahl vor Weihnachten hatte ihre Mehrheit nur noch fünfzehn Stimmen betragen und jetzt waren die Tschechen unter Zabojs Leitung unablässig tätig, in heimlicher Arbeit ihren Sieg vorzubereiten. Die zwei ältesten gräflichen Beamten von Oberndorf, der Kastellan und der Rentmeister, waren mit Entlassung bedroht worden, wenn sie noch einmal für den Deutschen stimmten. Einige Freigeister in Blatna, welche sich Jungtschechen nannten und dem ultramontanen Kandidaten ihre Stimme verweigert hatten, waren jetzt bereit, für die höhere Ehre der Nation ihren Verstand zu opfern. Auf dem Gericht in Blatna war jetzt ein neuer Adjunkt aufgetaucht, der am ersten Tage gleich seinem Vorgesetzten über seine mangelhafte tschechische Orthographie Vorwürfe machte. Und drei deutsche Familien hatten ihr Anwesen verkauft und waren fortgezogen, man wußte nicht wie und wohin.

Jetzt standen die beiden Parteien gleich mächtig einander gegenüber. In den nächsten Tagen mußte die neue Wahl ausgeschrieben werden und dann entschied wahrscheinlich eine ganz kleine Zahl schon über den Ausfall.

Da war es kein Wunder, wenn die Tschechen mit allen Mitteln um jede einzelne Stimme rangen. Politischer Eifer und Haß vereinigten sich, um gerade den letzten Deutschen von Blatna um sein Wahlrecht zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Diva und die Sprotten.

Von Dr. Artur Landsberger.

Mein Freund W., auf dessen Gut ich zu Gast war, fährt mich, um mir die Klingelbahn zu ersparen, nach der Kleinstadt H., 20000 Einwohner. Wir versäumen den Zug. Er fährt zurück. Ich übernachte. Ein sauberes Hotel. Ich frage den Portier: „Was macht man abends in H.?"

Der Portier wirft sich in die Brust und sagt: „Man geht ins Theater."

„Theater?" frage ich erstaunt. „Was spielt man?"

„Die rote Mühle mit Erna Morena."

Ich entsinne mich des uralten Films. Immerhin. Erna Morena — und der Stumpfsinn dieser Stadt.

„Wenn Sie sie sehen wollen — bitte!" — Er weist auf ein Plakat, das mit einem roten Streifen überklebt ist, auf dem steht: „Erna Morena persönlich."

„Sie ist hier? Nicht möglich!"

„Zweimal in jedem Monat wohnt der Star der Aufführung seines Films persönlich bei," sagt stolz der Portier. „In diesem Jahre waren bereits —," und er nennt eine Reihe Prominenter.

„Herrlich!" denke ich. Ein Abend in H. mit Erna Morena. Sie wird froh sein, in diesem Nest einem Berliner Bekannten zu begegnen. Aber gleich kommen mir Zweifel. Wie müssen die Preise sein, um dies Kino rentabel zu machen?

Ich gehe auf die Straße. Ganz H. ist in fieberhafter Erregung. Tage, an denen Filmstars die Stadt beehren, sind für die kinofreudigen Bewohner Festtage erster Ordnung. Ich schicke der Morena Blumen ins Theater und bitte sie, nach der Vorstellung mit mir zu essen. Ich kaufe mir einen Logenplatz für 1,20 Mark, sehe nach jedem Akt auf der Bühne eine Dame sich verbeugen, die — der Morena e n t f e r n t ähnlich s e h t.

Das Publikum rast und wirft Blumen. Immer wieder verbeugt sich — Erna Morena. — Ich erwarte sie im Hotel. Sie erscheint, freudig bewegt über die Aufnahme. Ich gratuliere. Sie dankt.

„Sie kennen mich?" ist ihre erste Frage.

„Vom Film her — und von den Bildern."

„Finden Sie, ich sehe im Leben anders aus?"

„Sie können beruhigt sein. Es besteht eine Ähnlichkeit."

„Ach so," sagt sie und sieht mich an, weiß aber noch nicht, was sie daraus machen soll.

Sekt und gute Speisen, die sie scheinbar nicht gewöhnt ist, machen sie redselig. Sie hat auf jede Frage eine Antwort und erzählt haarsträubende Ateliergeschichten. Sie bewohnt eine Villa im Grunewald, gießt flaschenweise Mumm in ihr Badewasser und bezieht ihre Parfüms aus Paris. Dabei riecht sie auf zehn Schritt nach Patschuli.

„Sie müssen viel Geld verdienen."

„Ich schwimme — das heißt, auf Reisen nehme ich nie etwas mit. Divas werden von Dieben verfolgt. Daher lasse ich auch meinen Schmuck zu Haus. — Können Sie mir vielleicht hundert Mark leihen? Ich lasse Ihnen das Geld morgen von meiner Berliner Bank überweisen."

„Später," sage ich, rufe den Portier und frage ihn: „Gibt's hier nicht ein Lokal, in dem man tanzen kann?"

„Schon — aber ob es der gnädigen Frau gut genug sein wird?"

„In Ihrer Gesellschaft!" sagt sie höflich.

Wir trinken und tanzen. Sie ist wirklich allerliebst. Aber sie spricht etwas viel von — Räucherwaren und erklärt mir genau, woran man erkennen kann, ob sie fett und frisch sind.

Warte! denke ich und bestelle ihr heimlich ein Brot mit Sprotten. — Als der Ober das Brot bringt, fällt sie zum ersten Mal aus der Rolle und sagt: „Pfui Deibel! Das Zeug widert mich schon an."

Ich sorge dafür, daß sie ordentlich Sekt trinkt, und als wir gegen Morgen ins Hotel fahren, sagt sie, an meine Schulter gelehnt, beschwipst und im Halbschlaf:

„Sag, Schnuki, kannst du mich nicht zum Film bringen?"

Am andern Morgen suche ich den Kinodirektor auf. Er erzählt mir, welche Stars im nächsten Monat in die Stadt kommen werden.

„Beziehen Sie die sämtlich aus dem Breslauer Räucherwarengeschäft?" frage ich ihn und denke, ihn wird der Schlag rühren. Aber er erwidert ganz ernsthaft: „Sie stellen sich die Sache etwas leicht vor. Oft laufe ich in Breslau stundenlang alle Straßen und Geschäfte ab, bis ich eine Frau finde die dem Star, den ich gebrauche, ähnlich sieht."

„Gehen die Mädel denn immer darauf ein?"

„Ich bitte Sie, Filmdiva zu sein — wenn auch nur für einen Abend, ist doch der Traum aller Frauen."

„Und die Kinobesucher?"

„Die träumen mit. Sie kennen das Leben in einer Kleinstadt nicht. Der Film ist ihr Himmel. Und da glauben sie eben, was sie glauben wollen."

Ich schwieg und dachte: Also hat das Gesetz eine Lücke. Denn auch ein Mann, der durch fortgesetzte Handlung den Tatbestand des Betruges erfüllt, kann ein Wohltäter der Menschheit sein.

Sommertag.

Der blaue Himmel lächelt dich
So wundersam und lieblich an.
Es haben sanft und inniglich
Sich Freudentore aufgetan.

Die grünen Wälder rauschen sacht,
Von Vogelsingen tief erfüllt.
Und deinem Herzen ist die Pracht
Der weiten Erde ganz enthüllt.

Des Windes zarte Harfe schwingt,
Und traumversonnen lauscht dein Ohr.
Und eine Mittagsglocke klingt
Zur Himmelsweite hell empor.

Franz Cingia.

Ein geschenktes Lotterielos.

Humoreske von Erich Degenkolb.

Man ist allgemein geneigt, zu glauben, ein geschenktes Los bringe dem Beschenkten Glück, während es in der Hand des Spielers, und mag es jahrzehntelang nur einen Besitzer gehabt haben, nichts einbringe, es sei denn, daß es ab und zu mit dem Einsatz herauskommt. Das ist dann zwar kein direkter Gewinn, aber man sieht die paar Mark als solchen an. Wie denn, wenn man durchgefallen wäre? Na? Also, die geschenkten Lose! Reinhardt Gleisberg hatte zwar nichts zu verschenken, aber er tat es dennoch. Er übermachte seinem „lieben Freunde" Osmar Schilling ein Zehntellos der fünften Klasse. Rein aus Jovialität, aus Freundschaft! Welcher Art diese Freundschaft war, kann man sich leicht denken, wenn man weiß, daß Gleisberg und Schilling geschäftliche Rivalen waren. Sie hatten beide Aussicht, Abteilungsvorstand zu werden. Und darum hielten sie eine besondere Freundschaft miteinander, damit keiner merkte, daß einer den anderen ausstechen wollte. Aber gerade darum wußten sie es auch: ffSie waren sich nicht grün. Einer gönnte dem anderen den in Aussicht stehenden Posten nicht. Solcherlei Dinge kann man oft beobachten. Um so mehr fiel es Schilling auf, so mir nichts dir nichts von Gleisberg beschenkt zu werden. War es zunächst auch nur ein Stück Papier, immerhin konnte doch Fortuna lächeln, denn — ein geschenktes Los? Wer weiß! Schilling schmunzelte und zeigte sich außerordentlich dankbar.

„Wie wär's denn, wenn wir einmal eine gute Flasche Wein zusammen trinken würden?" Das sagte Schilling, und man war erstaunt ob solcher Rede, denn — Schilling war geizig und Egoist bis in seine schwarze Seele hinein.

„Na", erwiderte Gleisberg, „ich bin nicht abgeneigt, aber — wenn es etwa des Loses wegen sein sollte . . ."

„Nee, nee — immerhin — Sie spielen doch das Los schon zehn Jahre, wenn ich recht weiß?"

„Das schon, aber — ich gewinne ja einmal nichts mit dem Ding."

„Und ausgerechnet die fünfte, die letzte Klasse, wo doch die Gewinnchancen besonders hoch . . ."

„Ach, lassen Sie nur, Schilling! Ich möchte eben nicht wieder eine Enttäuschung erleben . . ." Dabei schmunzelte auch Gleisberg, und in seine Augen trat der Glanz einer heimlichen Schadenfreude. Aber das bemerkte niemand —

Gleisberg und Schilling feierten den verabredeten Abend bei Speise und Trank. Und es hatte den Anschein,

als ob sich das bisherige gespannte Verhältnis der beiden Männer zueinander in eine echte Freundschaft wandeln wollte . . .

Inzwischen lief die Ziehung der letzten Klasse . . . Und es ereignete sich nichts von Belang. Der letzte Ziehungstag. Viele Herzen schlugen lebhafter. Auch Schilling war leicht erregt. Gegen Abend, kurz vor Geschäftsschluß, kam der Kontorbote aus der Stadt zurück. Er flüsterte Herrn Schilling ein paar Worte ins Ohr. „Was?" entgegnete dieser, „die Nummer hat gewonnen?" „Ja", gab der Bote zurück, und er sah bereits im Geiste ein ansehnliches Trinkgeld in seiner Hand, „ja — ich glaube: Zweihunderttausend!"

Natürlich sprach Schilling bei der Geschäftsleitung um eine Stunde Urlaub vor. Sein Weg führte zum Kollekteur.

„Ja — gewiß! Dieser Nummer fiel in die Zweihunderttausend! Bitte sehr, Herr — bitte schön . . ." Der Kollektionsangestellte nahm das Los entgegen.

Schilling mußte ganz tief und ganz lange Atem holen, damit niemand gewahr werde, daß seine Weste groteske Auf- und Niederhüpfern tat. Gleich würde er ja eine Unsumme Geldes vor sich sehen und sagen können: Danke sehr! Und dann würde er noch sagen können, und das vor allem zu denen, die ihm bisher gram waren und die ihm wahrscheinlich auch für die Zukunft keine Sympathie schenken würden, er würde sagen können: „Meine Herren! Sehen Sie, ein wenig Glück und . . ."

„Bitte sehr, Herr . . .! Einen Augenblick bitte: Sie haben hier ein Los der vorhergehenden Lotterie zu sich gesteckt. Leider! Bringen Sie uns, bitte, das gültige Papier dieser Lotterie, dann . . . ist ja nur eine Formsache, aber wir dürfen ohne das gültige Los . . ."

Schilling verfärbte sich. Der Schlag seines Herzens stockte für Sekunden, dann aber vibrierte es ganz schnell und anhaltend in einer Brust voller Enttäuschung.

Die Ladentür klappte . . . Schilling rang nach Luft. Er hätte weinen mögen vor Zorn, vor allem darüber, daß er dieses Los vorher nicht näher angesehen hatte, wo er doch sonst so peinlich . . . Und das wurmte ihn noch ganz besonders: Morgen früh würde er hören, was er den anderen hatte sagen wollen . . . Es war zum Verzweifeln!

Das geschenkte Los träumt in einem Rinnstein von der Vergänglichkeit und Tücke alles Irdischen.

Gespräche im Speisewagen.

Von Kurt Miethke.

In einem Schweizer Kurort braunte neulich ein Hotel ab. Mitten in der Nacht. Alles lebende Inventar einschließlich der Kurgäste wurde gerettet. Zuletzt aber stolzierte Herr Quantsch aus dem brennenden Bau. Eine Zigarre im Munde. Beim Schein der Glut eine Zeitung lesend. Die verkörperte Ruhe, die verkörperte Gelassenheit.

Lauter Beifall erdröhnte, als Herr Quantsch sichtbar wurde. Er ging auf den Bürgermeister des Kurortes zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Sehen Sie, Herr Bürgermeister, Ruhe muß man im Leibe haben. Man darf bei so einem Ereignis nicht kopfscheu werden! Sich nur nicht von seiner Nervosität irre machen lassen!"

„Stimmt", erwiderte der Bürgermeister, „nur hätten Sie noch ein wenig ruhiger sein dürfen."

„Wie meinen Sie denn das?"

„Ich meine, Sie hätten sich wenigstens erst noch Ihre Hose anziehen können . . ."

*

Die Reisenden unterhielten sich über einen Thüringer Luftkurort, den sie alle kannten.

„Kennen Sie auch das Hotel Bärentatze?" fragte einer.

„Ja, aber ich will mit diesen Verbrechern nichts zu tun haben!"

„Nanu? Wieso sind das Verbrecher?"

„Stellen Sie sich vor: Ich komme in der vorigen Saison wie immer hin und verlange ein Zimmer. Sagt der Wirt zu mir: Bedaure, wir können Ihnen kein Zimmer geben!"

„Unerhört!"

„Nicht wahr? Zumal ich denen noch einen ganzen Haufen Geld schulde. Ich bin ein guter Kunde von ihnen . . ."

*

„Nun, wie war denn das Essen in dem Hotel, wo Sie während Ihrer Ferienzeit gewohnt haben? War es sehr abwechslungsreich?"

„Zunächst einmal war es teuer."

„Und nicht abwechslungsreich?"

„Doch, sogar sehr abwechslungsreich. Wir hatten zum Beispiel fünf verschiedene Namen für Deutsches Beefsteak . . ."



Bunte Chronik



* **Der Roman der treuen Braut.** Im Jahre 1913 lernte die damals sechzehnjährige Miß Vidler den Londoner Arzt Dr. Sajun kennen. Der erschien öfters in Miß Vidlers Elternhaus, und sie verliebte sich in ihn. Sie war glücklich, als ihr der Arzt eines Tages gestand, er habe sie vom ersten Augenblick an geliebt. Unter diesen Umständen glaubte Miß Vidler, die weiteren Aufmerksamkeiten Dr. Sajuns ruhig dulden zu dürfen. Als die Mutter den Arzt eines Tages um Erklärungen ersuchte, bat Dr. Sajun um die Hand ihrer Tochter und gab dem jungen Mädchen den Verlobungsring. Die Heirat sollte stattfinden, sobald der Arzt das neue Haus, das er zu bauen plante, vollendet haben würde. Darüber vergingen Jahre, und der Krieg verzögerte die Erbauung. Doch nicht ein einziges Mal zweifelte Miß Vidler an den ehrlichen Absichten ihres Verlobten. Dann kam plötzlich die Katastrophe. Dr. Sajun ließ sich in seiner Praxis eine Unachtsamkeit zu Schulden kommen und wurde 1920 zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt. Bald danach erkrankte er im Gefängnis. Er schrieb an seine Braut und fragte sie, ob sie auf ihn warten wollte. Miß Vidler sagte ohne Bedenken: „Ja!" Acht Jahre lang ersehnte sie den Tag, da sie ihren Verlobten am Gefängnistor empfangen und mit ihm getraut werden konnte. Während der ganzen Zeit unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel mit dem Gefangenen und erhielt immer wieder die Erklärung seiner unverbrüchlichen Liebe. Dann wurde Dr. Sajun wegen guter Führung vorzeitig entlassen. Plötzlich aber wollte er von der Frau, die ihm fünfzehn Jahre lang die Treue bewahrt hatte, nichts mehr wissen. Schweren Herzens entschloß sich die bitter Enttäuschte zu einer Klage auf Einhaltung des Eheversprechens. Sie gab ihre Ersparnisse einem Rechtsanwalt, um den Prozeß für sie zu führen. Kurz danach meldete der Anwalt den Konkurs an, und Miß Vidlers Geld war verloren. Es gelang ihr, neue Summen aufzutreiben, und demnächst soll der Prozeß gegen den Arzt, der niederträchtig genug war, ein Mädchen fünfzehn Jahre lang zu täuschen, zur Verhandlung kommen.

* **Neues Heilverfahren bei Lungenentzündung.** Einem neuen Verfahren der Heilung von Lungenentzündung durch Einspritzung von Sauerstoff unter die Haut liegt der Gedanke zugrunde, daß vor allem im vorgeschrittenen Stadium die Lunge nicht mehr in der Lage ist, Luft einzuatmen, sie auch ebensowenig den lebensnotwendigen Sauerstoff aufzunehmen vermag. Der Körper braucht den Sauerstoff aber nicht nur durch die Lungen aufzunehmen, jeder andere Weg ist gerade so gut, falls das Gas nur für die Bedürfnisse des Organismus nutzbar gemacht werden kann. Nach der neuen Methode des australischen Arztes Dr. Swift wird der Sauerstoff unter eigenem Druck mittels einer Nadel unter die Haut der Brust gepreßt. Auf diese Weise geht nichts von dem Gase verloren, und da es unmittelbar in den Blutkreislauf übergeht, wird es vom Körper überaus bereitwillig aufgenommen.

Lustige Rundschau



* **Gespräch zwischen zwei Jungfern.** „Ja, ja, Marie, nun wirst halt alt und Kavaliere kommen nimmer; wenn die Madels verblühen, verduften die Männer!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.